Abonnementspreis
[illegible]
Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
[illegible]
Telephon: Amt I, Nr. 1708.
Telegramm-Adresse: „Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
[illegible]
Expedition:
Zwingerstraße 21, part.
[illegible]
Telephon: Amt I, Nr. 1708.
[illegible]

Nr. 29. | Dresden, Montag den 5. Februar 1906. | 17. Jahrg.

Eine christliche Strafpredigt für die Christen.

Es ist in unserer Zeit gerade keine Seltenheit mehr, daß wohlhabende ideale, echt fromme Christen sich auflehnen gegen das herrschende Maul- und Scheinchristentum, das sie empört und dem sie in ihrem heiligen Zorn das Spiegelbild seiner Verkommenheit vorhalten. Ein solcher Strafprediger ist der reformierte Pfarrer Kutter in Zürich, der auf seine aufsehenerregende erste Schrift „Sie müssen!" kürzlich eine zweite, im selben Geiste geschriebene Schrift „Gerechtigkeit"* hat folgen lassen. Er hat damit aufs neue mit männlicher Unerschrockenheit den Mut seiner Ueberzeugung bewiesen, denn nach der Herausgabe der ersten Schrift wollten ihn die guten Christen anläßlich der Pfarrer-Neuwahl sprengen, ihm die Existenz rauben und ihn so für seine freimütige Kritik an dem entarteten modernen Christentum der besitzenden und herrschenden Klassen bitter strafen. Es bedurfte des Eingreifens der gottlosen Sozialdemokraten durch die Ausübung ihres kirchlichen Stimmrechts, um die Schurkerei der Bourgeoisie zu vereiteln, die einen von der Schablone, vom konventionellen Christentum, abweichenden Pfarrer genau so maßregelt wie einen unzufriedenen Arbeiter.

Die Lektüre der Kutterschen Gerechtigkeit ist ein erhebender Genuß für Kopf und Herz, und man legt die Schrift nicht ohne Befriedigung und Gewinn aus der Hand. Rücksichtslos deckt er die Fäulnis, die Heuchelei, die Herzlosigkeit, die alles zertretende Jagd nach Gewinn und Reichtum der Besitzenden auf, denen das Christentum, die Religion, ein Stück Mode- und zugleich ein Herrschaftsinstrument gegenüber den Besitzlosen und unterdrückten Klassen ist.

Ganz frei und offen sagt Kutter, nachdem er die Bibelstelle zitiert: „Preis aber und Ehre und Friede allen denen, die da Gutes tun, vornehmlich den Juden und auch den Griechen", was bedeute es demgegenüber, ob einer ein Jude oder ein Christ sei? Und er läßt die „guten Christen" darauf antworten: „Aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen einem Christen und einem Heiden. Es ist doch etwas ganz anderes, ob ein Mensch von Jugend auf den Unterricht einer Religion genossen hat, die ihm nicht nur die edelsten Grundsätze beibringt, sondern die sein Wesen durch die Lehre von der natürlichen Sündhaftigkeit des Menschen und von der Gnade Gottes in Christo Jesu von Grund aus erneuert — oder ob einer von dem allen nichts gehört hat. Wie sagst du denn, der Christ habe vor dem Heiden nichts voraus?"

Darauf erwidert Kutter: Frage die Völker rings um dich her, was die Christen für sie zu bedeuten haben, die Stämme alle, die ein brutales Regiment christlicher Regierungen zugrunde gerichtet, die heidnischen Untertanen, die das Glück haben, die „Segnungen" der christlichen Kultur zu genießen. Frage das vom christlichsten Volk ausgesogene Indien, die von deutschen Spekulanten zur Verzweiflung getriebenen Hereros, die Bewohner Madagaskars, dessen Boden die Franzosen mit dem Blut seiner Kinder getränkt — einstimmig werden sie dir sagen: Christentum ist gleichbedeutend mit Hölle, die Christen sind Teufel. Sie zertampfen unsere Länder, rauben unsere Güter, zerstören unsere Familien und lassen uns nichts als ein elendes Dasein, gut genug, um der nimmersatten Geldgier unserer Peiniger Handlangerdienste zu leisten. Christentum und Geldgier — immer haben wir beide zusammen gesehen. Treulosigkeit im Handel, Grausamkeit in der Behandlung der Wehrlosen, Schlauheit und Ueberredungskunst an den Höfen unserer Fürsten, Ausschweifung, wie wir sie selbst kaum gekannt, Zerstörung, Plünderung, Mord — das ist das uns bekannte Christentum.

Aber nun in unserer eigenen Mitte — welch furchtbares Schauspiel! „Eine Gesellschaftsordnung, die den billigsten Anforderungen Hohn spricht, eine Mammonsherrschaft, von der sich auch das gewalttätigste Heidentum nichts träumen läßt. Denn wir rauben und plündern nicht nur, wir treiben nicht nur von Haus und Hof, wir zwingen den Kleinen nicht nur, in unserem Dienste ein mehr als kümmerliches Dasein zu fristen, wir verachten und verhöhnen die Armut nicht nur — nein, wenn wir es getan, dann weben wir um diese Ruchlosigkeit den Glorienschein einer philosophischen oder religiösen „Weltauffassung", oder sprechen wir von den „unabänderlichen Gesetzen", die uns zwingen, so und nicht anders zu handeln, von Gott, der beide, reich und arm, geschaffen habe. Die Christenheit mordet. Unser Produktionssystem ist vielfach nichts anderes als ein langsamer Mord an den Schwachen und Geringen. Der Kapitalismus ist der Tod der kleinen Leute. Die Syndikate, Ringe und Trusts sind nichts als organisierte, vom Staate geduldete Mördergruben. Tausend kleine Existenzen werden jährlich von ihnen vernichtet. Die manchesterliche Maxime: laisser faire, laisser aller, von der man sich nicht weniger als die blühende Wohlfahrt aller versprochen, hat ein furchtbares Ausbeutungssystem großgezogen, ein um so furchtbareres, als kein einzelner dafür verantwortlich gemacht werden kann, vielmehr jeder einzelne, wenn er überhaupt in Betracht kommen will, gezwungen ist, seine christlichen Grundsätze an ein mörderisches System auszuliefern. — Und der christliche Staat, dessen Aufgabe es wäre, den Kleinen vor der Tyrannei der Großen zu schützen, sieht mit verschränkten Armen zu, wie ein Verzweifelter nach dem andern in den Abgrund stürzt — ein Beschützer schamloser Vernichtungs-Praxis."

Nicht ohne Grund hat man vom „Schlachtfeld der Industrie" gesprochen. „Unser ganzes Lohnsystem ist ein Mordsystem." Man mag sagen, was man will, auf die bessere Lebensführung des modernen Arbeiters, auf die vielen Begehrlichkeiten desselben im Unterschied von der Genügsamkeit des früheren hinweisen — es bleibt immer noch zu viel des Jammers, als daß man sich durch die Beruhigung mittels solcher Reflexionen nicht den Vorwurf der Grausamkeit zuziehen würde. Solange die Löhne der Mehrzahl das Niveau der unentbehrlichsten Lebensführung nicht überschreiten, ja oft noch unter demselben bleiben, solange Arbeiterkinder in Krippen untergebracht werden müssen, damit ihre Mutter Gelegenheit bekomme, den kargen Verdienst des Vaters durch anstrengende und aufreibende Arbeit zu ergänzen, solange die arbeitende Klasse sich kaum über Wasser zu halten vermag, um bei unvorhergesehenen Krankheiten oder Unglücksfällen sofort in Elend zu versinken, solange wir die Armen durch die Armenpflege in ein herzloses Beobachtungssystem einschnüren und ihnen jedes Glas Bier vorenthalten, während die Oberen Unsummen an das Vergnügen verschwenden, solange wegen mangelnden Verdienstes Familien zersprengt, kleine Kinder der Heimatgemeinde überliefert werden, solange Mädchen und Frauen infolge übermäßiger Arbeit bei kargem Lebensunterhalt frühzeitig dahinwelken — darf sich die Christenheit dem furchtbaren Vorwurfe, daß sie morde, nicht entziehen."

Pfarrer Kutter würdigt sodann in objektiver und liebevoller Weise die Sozialdemokratie, die die äußeren Verhältnisse der Menschen bessern wolle, um sie auch innerlich, sittlich zu heben, und die handelt, während die „guten Christen" so viel von der inneren Besserung der Menschen reden, damit aber nie Ernst machen. Und er ruft ihnen zu: „O, warum wollt ihr verdammen, wenn ein neues Leben aus den dürren Ästen eurer Ueberlieferung emporblüht? Warum wollt ihr uns zu, in die Verdammnis jener Bewegung einzustimmen, die unter dem Namen Sozialdemokratie durch die Welt braust? Wo ist heute ein wirklicher Fortschritt im Guten, der nicht auf ihre Rechnung käme? Und ihr verdammt da, wo ihr den Arm des lebendigen Gottes wieder erkennen solltet? Christenheit, wann hörst du auf, zu verdammen?"

Kutter erblickt in der Sozialdemokratie das Werkzeug Gottes, durch das das Christentum zur Wahrheit werden soll. „Sie müssen!" sagt er von den Sozialdemokraten in seiner ersten Schrift, und die Schaffung der Gerechtigkeit erwartet er von ihnen in seiner zweiten Schrift. Und daran arbeiten sie alltäglich, die Hoffnung Kutters erfüllen sie mit jedem Tage durch initiative, tatkräftige Wirksamkeit.

* Gerechtigkeit. Ein altes Wort an die moderne Christenheit von Hermann Kutter, Pfarrer am Münsterhof in Zürich. Berlin 1905. H. Walther, Verlagsbuchhandlung.

Politische Uebersicht.

Eine sozialpolitische Debatte.

Der Reichstag setzte am Sonnabend die beim Etat des Reichsamts des Innern hergebrachte — und mit Recht hergebrachte — sozialpolitische Generaldebatte fort. Alle Redner des Tages waren bemüht, die Debatte auf einer gewissen Höhe zu halten — mit einer einzigen Ausnahme.

Die Ausnahme bildete bezeichnenderweise ein Mann, der einer Partei angehört, die sich eine „Volkspartei" nennt und mit dem stolzen Beiwort „freisinnig" schmückt. Herr Dr. Mugdan lebt anscheinend noch in den Vorstellungen des alten Bundes, obwohl er vor einigen Jahren die Taufe empfangen hat. Er will der Simson sein, der die Sozialdemokratie zerschmettert. Die Keule, deren er sich zu diesem Zwecke bediente, bestand aus einer zweistündigen Rede. Den Zitatenfladen, den somit Herr v. Puttkamer und nach ihm Stumm schwang, hat jetzt der „Volkspartei"-Mugdan geerbt. Drei Viertele zum mindesten der Mugdanschen Rede bestanden aus Angriffen auf die Sozialdemokratie, auf einzelne Sozialdemokraten und auf die Krankenkassen. Die Kassen sollen nach Mugdans Pläne den Gemeinden unterstellt werden, in denen unter froher Zustimmung des Freisinns der Geldsack herrscht. Die Militäraufgebote des 21. Januar fanden die volle Billigung dieses sonderbaren „Freisinnigen". Was Wunder, daß der brüllende Beifall der Rechten die Rede dieses Eugeniden begleitete, dieweil seine eigenen Fraktionsgenossen in einer Anwandlung von Schamgefühl sich vor dieser Scharfmacherrede in die Restaurationsräume und die Wandelhalle retteten. Das junge Christentum des Herrn Mugdan ist ganz besonders durch die Weihnachtsbetrachtungen der sozialdemokratischen Presse in ihren geheiligsten Gefühlen verletzt worden.

Der freisinnige Vereinigungsmann Dove, dessen sozialreformerischer Eifer übrigens sehr manchesterlich gedämpft ist,

---

[8. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Wahrheitsucher.

Roman
von
Joseph Leichter.
Aus dem Böhmischen übertragen von Robert Saudek.

Er erzählte, klopfte mit dem Claque auf sein Knie und heftete nur selten den Blick auf ihr Gesicht. Er sah aus, als sprächte er in die Luft. Aber auf einmal schlug ihn Otilchen mit dem Fächer über die Hand, der junge Mann lachte auf, neigte sich mit seinem übernächtigen Gesicht bis an ihren Mund, reichte ihr den Arm, setzte das Glas ins Auge und schritt durch den Salon.

Da trat die Familie des Oberlandesgerichtsrats Koldinsky ein. Der Oberlandesgerichtsrat war mit seiner Frau, sowie seiner sechzehnjährigen Tochter Adele und dem Sohne, der Jurist war, gekommen. Er war zum zweiten Male verheiratet und Sohn und Tochter stammten aus erster Ehe.

Oberlandesgerichtsrat Koldinsky war von hoher, ziemlich starker Statur und obgleich schon dreiundsechzig Jahre alt, bewegte er sich frisch und jugendlich. Auf den ersten Blick konnte man erkennen, daß der alte Herr eitel war. Sein schöner ganz weißer Vollbart, der vorzüglich gepflegt aussah, harmonierte in seiner silbernen Weiße mit dem tadellos geplätteten Vorhemd und der weißen Piqueweste, die er zu tragen liebte. Damals stand die Mode der weiten Hosen in vollster Blüte und so erschien er in weithosigem Anzug; seine Frau, eine hübsche, reich gekleidete, höchstens fünfunddreißigjährige Dame, führte er am Arme, sie hätte für seine Tochter gelten können. Frisch und stramm schritt er vom Eingang in den zweiten Salon, dorthin, wo vor ihm Advokat Mares hingesteuert hatte, der ihn nun unter Verbeugungen begrüßte.

XIII.

Man fing, der jungen Leute wegen, an sehr früh zu tanzen. Es waren einige junge Doktoren und Studenten mit dem ersten sprossenden Flaum über den Lippen zugegen. Sie tanzten alle um die Wette, während die ältere Gesellschaft sich mit Gesprächen und mit den Leckerbissen, die das Büfett bot, die Zeit vertrieb. Der Baumeister sowie die Hausfrau machten die Honneurs, da und dort nach Bedarf ein paar Worte wechselnd. Ueberall ging es sehr lebhaft zu.

Otilchen tanzte und amüsierte sich wie eine große Dame. Sie hatte stets eine Reihe von Kavalieren um sich, und wußte sich sicher und ungezwungen zu benehmen. Besonders der junge Mares bemühte sich auffallend um sie; deutete ihm doch seine Mama oft genug an, wo er einst seine Braut suchen müßte. Er trommelte neben ihr nervös mit dem Fuße auf dem Boden und beugte sich ganz nahe zu ihrem Gesicht herab; jede seiner Bewegungen schien impulsiv. Er fächelte sich mit einem Seidentüchlein.

Auch der junge Koldinsky, der Jurist, dessen Vater Oberlandesgerichtsrat war, bewarb sich ängstlich um Otilchens Gesellschaft. Er war ein eleganter Jüngling, aber er zeigte frühreifen, gekünstelten Ernst in seinem auffallend farblosen Gesicht, dessen feinen, durchsichtigen Teint bläuliche Adern durchschimmerten. Warme, selbstbewußte Wurde lag in seinen Augen, die durch goldgefaßte Gläser blickten. In seinen Adern floß Beamtenblut. Vater, Großvater und Onkel waren hervorragende Beamte gewesen, einer sogar in weiteren juridischen Kreisen durch seine Abhandlung über strafrechtliche Theorien bekannt. Der junge Student hatte also große Vorbilder.

Aber jetzt erst, wo er zur Universität kam, begriff er, was es heißt, aus einer solchen Familie zu stammen. Im Gymnasium hatte er keinen Familienstolz gekannt, er wußte nicht, daß er damit seinen Freunden imponiert hätte, d. h. er hatte zumindest keine Ahnung von der Bedeutung und den Folgen einer solchen Beamtenatmosphäre. Er bewegte sich in der Schule zwischen seinen Mitschülern und unterlag mehr ihrem Einfluß. Jetzt aber, kaum daß er in die Fakultät eingetreten war, wurde er von allen Seiten mit Fragen bestürmt: „Sind Sie vielleicht ein Sohn des Oberlandesgerichtsrats Koldinsky? Herr Hofrat Koldinsky in Wien ist wohl ein Verwandter von Ihnen?" Besonders die Professoren pflegten ihn zu fragen, und der Name genügte, um ihn gut anzuschreiben. Sie lächelten freundlich und Koldinsky brannte vor Eifer, ihnen zu gefallen.

Aber hier auf dem Hausball, an Otilchens Seite, geriet er oft in Verlegenheit und verlor den Zusammenhang des Gespräches. Otilchen fragte ihn einige Male verschmitzt, was denn mit ihm los sei und ob er sich etwa in jemand verliebt habe.

Sie kannte aber ganz genau jeden ihrer Verehrer. Sie war es von jeher gewöhnt, überall Gefallen zu erregen. Sie dachte noch zurück, wie sie in Königgrätz noch die Puppe hinter sich herzog und manch ein Herr sie lächelnd anguckte und ihr sagte, was für ein reizendes, lebhaftes Mädel sie wäre. Dann, als sie zur Schule ging und jetzt, wenn sie in der Tramway fuhr, blickten junge Leute wohlgefällig nach ihr hin.

Ja, seitdem sie erwachsen war, geschah es nicht selten, daß irgend ein Student sie auf der Straße verfolgte und sie sah dann oft noch vom Fenster des ersten Stockwerkes, wie der Unbekannte stehen blieb oder wartend auf und ab ging und sehnsüchtig nach oben blickte. Bei all diesen Flirtereien fragte sie sich, warum nicht auch sie sich verliebte — — warum gerade sie nicht?

Koldinsky gefiel ihr eigentlich nicht besonders. Er stak so steif in seinem schwarzen Frack und war frisiert und pomadisiert wie geleckt. Selbst sein Kleid schien frostig ernst und würdevoll. Den Chapeau claque drückte er unaufhörlich an die Brust, wie wenn er sich damit schützen wollte. Otilchen imitierte ihn gern und machte seine Holzernheit vortrefflich nach. Nichtsdestoweniger reizte und lockte sie ihn.

„Was ist es für ein Geheimnis, das Sie mir anvertrauen wollen?" fragte sie schelmisch während der Promenade.

„Es ist eigentlich kein Geheimnis." Koldinsky blinzelte mit den Augen hinter seinem Zwicker, an dem er verlegen hin und her rückte. „Ich glaube, sie wissen und ahnen, was ich Ihnen anvertrauen will."

„Wie sollt' ich — nein, sind Sie sonderbar! Mein Gott, wie könnt' ich das wissen?"

„Es handelt sich — —"

„Um was?"

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19060205/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG